

Die Stellung des Geldes im Kreise der wirtschaftlichen Güter

Gliederung:

- I. Gelddienst und Geldwert
- II. Geldvorrat und Geldbedarf. Die „Umlaufgeschwindigkeit“ des Geldes
- III. Die Geldwertveränderungen
- IV. Das Geldsurrogat
- V. Die Geldrechnung und das Problem der „Wertstabilität“

Knies hat empfohlen, an die Stelle der üblichen Zweiteilung der wirtschaftlichen Güter in Genußmittel und Produktionsmittel eine Dreiteilung treten zu lassen: Produktions-, Genuß- und Tauschmittel¹⁾. Solche und ähnliche terminologische Fragen sind allein im Hinblick auf die Zweckmäßigkeit für die weitere wissenschaftliche Arbeit zu entscheiden; die Begriffsbestimmungen, die Gliederung der Erscheinungen und die Bezeichnungen haben ihre Brauchbarkeit in den Ergebnissen der Forschung zu bewähren, die sie verwendet. Legt man diesen Maßstab an die von Knies vorgeschlagene Einteilung und Benennung an, dann kann man kaum bestreiten, daß sie im höchsten Grade zweckmäßig ist. Es gibt auch keine Theorie der Katallaktik, die nicht tatsächlich von ihr Gebrauch macht; der Lehre vom Geldwert ist immer eine besondere Behandlung gewidmet, sie wird stets von der Erklärung der Preisgestaltung sowohl der Produktivgüter als auch der Genußgüter getrennt, wenn sie sich auch, was doch nur selbstverständlich ist, in die einheitliche Wert- und Preislehre einfügt. Mag man auch die Kniessche Ausdrucksweise und Dreiteilung im allgemeinen nicht allzuviel bewußt gebrauchen, in den entscheidenden Auseinandersetzungen geht man stets so vor, als ob man sie ganz übernommen hätte.

Man muß sogar feststellen, daß man in der Hervorkehrung der Sonderstellung des Geldes im Kreise der wirtschaftlichen Güter eher zuviel als zuwenig getan hat. Man hat die Probleme der Gestaltung der Kaufkraft des Geldes vielfach in einer Weise zu behandeln versucht, als ob sie nichts oder nur wenig gemein hätten mit den Problemen des nicht durch Geld vermittelten Tausches. Das hat zu einer Sonderstellung der Geldlehre geführt, die nicht von Vorteil für die Entwicklung der nationalökonomischen Erkenntnis gewesen ist. Noch heute begegnen wir immer wieder Versuchen, ungerechtfertigte Besonderheiten der Geldtheorie zu verteidigen.

Roschers oft wiederholter Ausspruch: „Die falschen Definitionen vom Gelde lassen sich in zwei Hauptgruppen teilen: solche, die es für mehr, und solche, die es für weniger halten als die kurrenteste Ware“²⁾, gilt nicht nur für die Frage der Gelddefinition. Selbst viele von denen, die die Geldlehre als einen Teil der Katallaktik ansehen, gehen zu weit in der Hervorkehrung der Sonderstellung der Geldlehre. Und doch bietet dieser Zweig unserer Wissenschaft genug Schwierigkeiten; man muß nicht erst künstlich Probleme konstruieren, die gegebenen machen schon reichlich zu schaffen.

I. Gelddienst und Geldwert

Daß die naive Vorstellung des Laien, die Dinge hätten „an sich“ Wert, notwendig dazu führt, die Grenze zwischen Geld und Geldsurrogat anders zu ziehen als die Lehre, die den

¹ Vgl. Knies: Geld und Kredit, I. Abteilung, 2. Aufl., S. 20 ff. Berlin, 1885.

² Vgl. Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie, 25. Aufl., S. 340. Stuttgart und Berlin, 1918.

Wert vom abhängigen Nutzen ableitet, sie zieht, ist klar. Wer den Wert als den Dingen inhärente Eigenschaft faßt, der muß notwendigerweise zur Unterscheidung zwischen stofflich wertvollem Geld und den Gelddienst versiehenden stofflich wertlosen Tauschmitteln gelangen. Es ist nicht schwer, auf diesem Wege bald zu einer Gegenüberstellung des normalen Geldes und des schlechten, abnormalen Geldes, das eigentlich gar kein Geld ist, zu kommen.

Doch wir brauchen uns mit dieser Lehre heute nicht mehr auseinanderzusetzen. Für die moderne subjektivistische Wertlehre ist die Sache längst entschieden. Niemand wird es noch einfallen, für das ganze Gebiet oder für ein Teilgebiet der Wert- und Preislehre offen eine Auffassung zu vertreten, wonach der Wert den Dingen inhärent, d. i. unabhängig von der Bewertung durch die wirtschaftenden Menschen gegeben sei. Hat man einmal dies zugegeben, hat man bereits dem Grundgedanken der subjektivistischen Wertlehre, der Grenznutzentheorie, zugestimmt.

Der vorwissenschaftlichen Nationalökonomie – den Vorgängern der Physiokraten und der Klassiker – war es ein Problem, den Geldwert in eine Reihe mit dem Wert der übrigen Tauschgüter zu stellen. In grobmaterialistischer Befangenheit erblickten sie die Quelle des Wertes in der „objektiven“ Nutzwirkung der Güter. Von diesem Ausgangspunkt ist es wohl zu verstehen, warum Brot, das sättigen, und Tuch, das kleiden kann, Wert haben. Doch wie kommt Geld, das weder wärmt noch nährt, zu Wert? Die einen antworten darauf: „durch Konvention“, die anderen meinen, der Wert des Geldes sei nur „imaginär“.

Der Irrtum, der in dieser Auffassung steckt, ist schon frühzeitig aufgedeckt worden. In ausgezeichnet klaren Worten hat ihn vor allem John Law berichtet. Wenn aller Wert vom Nutzen hergeleitet ist, dann müsse doch wohl auch die Verwendung der Edelmetalle als Tauschmittel wertbildend wirken. Wenn an den Wert des als Geld verwendeten Metalls, soweit er sich vom Gelddienst herleitet, als imaginär bezeichnen wolle, so müsse man allen Wert als imaginär ansehen: „Car aucune chose n'a de valeur que par l'usage auquel on l'applique, et à raison des demandes qu'on en fait, proportionnellement à sa quantité ¹⁾.“ Indem Law diese Worte schrieb, nahm er die subjektivistische Wertlehre vorweg; man sollte ihm die gebührende Stelle in der Geschichte unserer Wissenschaft nicht versagen. Daß er nicht imstande war, alle Folgerungen aus den entwickelten Grundgedanken zu ziehen, und daß er sich in einem dichten Gestrüpp von Irrtum und vielleicht auch von Schuld verlor, mindert nicht die Bedeutung der Leistung, die er vollbracht hat.

Denn auch spätere Forscher sind nicht imstande gewesen, den Inhalt der von Law klar entwickelten Grundidee voll auszuschöpfen. In dreifacher Hinsicht begegnen uns hier noch immer Mißverständnisse.

Zunächst wird von manchen überhaupt bestritten, daß auch der Gelddienst wertbildend sein könne. Eine Begründung dafür, warum es mit dem Gelddienst anders stehen sollte als etwa mit dem Dienst als Nahrungsmittel oder als Kleidung, wird leider nicht gegeben. Um die Schwierigkeit, die das „Papiergeld“ bietet, kommt man dabei in der Weise herum, daß man das „Papiergeld“ als Anweisung auf echtes – d. i. „stofflich“ wertvolles, metallisches – Geld ansieht. Die Schwankungen des Kurswertes des „Papiergeldes“ erklärt man aus den Veränderungen der Wahrscheinlichkeit der Einlösungszeit und der Einlösungssumme. Es ist überflüssig, nach dem, was die Geldtheorie der letzten Jahrzehnte gebracht hat, diese Auffassung noch grundsätzlich zu widerlegen. Sie empirisch zu widerlegen, habe ich – ohne zulänglichen Widerspruch zu finden – versucht ²⁾.

¹ Vgl. Law: *Considérations sur le numéraire et le commerce*, Ausgabe von Daire (*Economistes financiers du XVIIIe siècle*, Deuxième édition, Paris, 1851), S. 447 ff.

² Vgl. meine „*Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel*“, 2. Aufl., S. 106 ff., 149 ff. München und Leipzig, 1924.

In gewissem Zusammenhang mit diesem Irrtum steht ein zweiter: Man bestreitet die Möglichkeit eines Geldes, dessen „Substanz“ keinen anderen als den Gelddienst versieht. Daß der Gelddienst wertbildend sei wie jeder andere Dienst, wird dabei im allgemeinen zugegeben. Wir müssen Knies auch unbedingt zustimmen, wenn er den Nachweis erbringt, „daß Gold und Silber so wenig, wie irgend ein anderer bezüglichlicher Gegenstand, zu den Funktionen des Geldes verwendbar gewesen wären, wenn sie nicht schon vorher, vor ihrer Verwendung zu Gelddiensten, als ein wirtschaftliches Gut zur Befriedigung eines – sogar ‚allgemein‘ empfundenen und dauernd vorfindlichen – wirtschaftlichen Bedürfnisses der Menschen in Gebrauch oder Verbrauch gekommen wären ¹⁾.“ Doch Knies irrt, wenn er dann fortfährt: „Und nicht etwa nur vorausgegangen ist jener primäre ‚anderweitige‘ Gebrauch der Edelmetalle einer Verwendung derselben zu Gelddiensten, er mußte und muß auch neben der letzteren verbleiben, wenn die Edelmetallstücke ihre Brauchbarkeit als Geld nicht verlieren sollen.... Würden die Menschen nicht mehr Gold und Silber als ein wirtschaftliches Gut zur Befriedigung ihres Bedürfnisses nach Schmuck, Ziergeräten usw. in Gebrauch nehmen, so würde auch der andere Teil der Edelmetallverwendung, der zu Geldesdiensten, wieder hinwegfallen müssen ²⁾.“ Der Nachweis für die Richtigkeit dieser Behauptung ist Knies nicht gelungen. Es ist grundsätzlich nicht einzusehen, warum ein wirtschaftliches Gut, das den Dienst des allgemein gebräuchlichen Tauschmittels versieht, seine Eignung für den Gelddienst verlieren sollte, wenn es allmählich aufgehört hat, auch für andere Dienste verwendet zu werden.

Das Erfordernis eines Gebrauches oder Verbrauches für anderweitige Verwendung für den Beginn der Verwendung eines Gutes als Tauschmittel ergibt sich daraus, daß die spezifische Nachfrage für den Tauschmitteldienst notwendigerweise immer an einen schon vorhandenen objektiven Tauschwert anknüpfen muß. Dieser objektive Tauschwert, der dann auch durch die Nachfrage für den Tauschmitteldienst, nicht nur durch die für „anderweitige“ Verwendung umgestaltet wird, kann nun am Anfang des Tauschmitteldienstes kein anderer sein als ein ausschließlich durch die „anderweitige“ Verwendung begründeter. Ist aber ein wirtschaftliches Gut einmal Geld, dann kann die spezifische Nachfrage nach Geld selbst dann an ein schon auf dem Markte vorhandenes Austauschverhältnis zwischen Geld und Ware anknüpfen, wenn die Nachfrage nach dem Geldgute, soweit sie im Hinblick auf den anderweitigen Gebrauch erfolgt, fortgefallen ist.

Daß man sich so lange dagegen gesträubt hat, zuzugeben, daß auch der Gelddienst wie jede andere Verwendungsmöglichkeit Nachfrage schafft und somit preisbegründend und preisändernd wirkt, lag vor allem in dem groben Materialismus unseres Denkens, von dem sich der menschliche Geist nur schwer und langsam befreit. Wenn man es als eine Voraussetzung der Güterqualität eines Dinges ansieht, daß es tauglich sei, ein menschliches Bedürfnis zu befriedigen, und daß diese Tauglichkeit auch erkannt werde ³⁾, dann liegt es nahe, innerhalb der Objekte des wirtschaftlichen Handelns die „echten“ Güter von den „unechten“ Gütern zu scheiden. Sobald sich der Nationalökonom einmal auf diesen Boden begeben hat, verliert er jeden Halt und gleitet unversehens aus dem Gebiete der wissenschaftlich objektiven Betrachtung des Seins in die ethisch wertende und richtende Verfahrensweise der Politik und Moral. Er stellt die „objektiv nützlichen“ Dinge den „für nützlich erachteten“ Dingen gegenüber und prüft, ob und inwieweit die für nützlich erachteten und danach behandelten Dinge auch wirklich „objektiv“ nützen. Ist man einmal so weit gelangt, dann ist man nur folgerichtig, wenn man auch die Frage aufwirft, ob der Nutzen, den ein Gut gewährt, ein echtes Bedürfnis oder nur ein Scheinbedürfnis befriedigt. Eine derartige Betrachtung kann

¹ Vgl. Knies: a. a. O., S. 322.

² Vgl. Knies: a. a. O., S. 322 ff.

³ Das tut selbst Menger, vgl. Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, 2. Aufl., S. 11. Wien, 1923.

dann entweder dahin führen, daß man den Wert der Edelmetalle, die „nur“ dem Schmuckbedürfnis und nicht, wie etwa Nahrung und Kleidung, der Stillung eines auch vom größten Materialismus nicht zu bestreitenden physiologischen Bedürfnisses dienen, überhaupt als imaginär, als Folge verkehrter gesellschaftlicher Einrichtungen und menschlicher Eitelkeit bezeichnet. Oder es kann das Ergebnis auch das sein, daß man zwar den Wert der Edelmetalle gelten läßt, da auch das Schmuckbedürfnis „echt“ oder „berechtigt“ sei, daß man aber dem Gelddienst wenn auch nicht die objektive Nützlichkeit, so doch die Allgemeingültigkeit abspricht, weil eine Gesellschaft ohne Geld einmal bestanden hat und jedenfalls denkbar sei. Es ist eine unhaltbare Annahme, daß die Güterqualität, wie man meinte, eine „natürliche“, nicht lediglich auf die Erfordernisse einer bestimmten Gesellschaftsordnung beschränkte Nutzwirkung voraussetze.

Noch gröber im Materialismus befangen war die Auffassung, die dem Gelddienste die wertbildende Kraft absprechen wollte, weil das Geld durch Vollziehung des Gelddienstes nichts von seiner Fähigkeit, anderweitigen Dienst zu leisten, verliert, weil seine „Substanz“ im Gelddienste nicht aufgebraucht wird.

Alle, die dem Gelddienste die Fähigkeit absprechen, den Tauschwert des Geldes zu begründen, verkennen, daß das allein Entscheidende die Nachfrage ist. Aus dem Umstande, daß eine Nachfrage nach Geld als nach der absatzfähigsten (marktgängigsten) Ware besteht, d. h. daß Besitzer von anderen Waren bereit sind, diese gegen Geld einzutauschen, ergibt sich, daß auch die Geldfunktion wertbildend ist.

II. Geldvorrat und Geldbedarf. Die „Umlaufgeschwindigkeit“ des Geldes

Die folgenschwerste der unberechtigten Abweichungen der Geldtheorie von der Lehre vom direkten Tausch war das Bestreben, die Behandlung des Grundproblems der Geldwertlehre nicht vom Verhältnis zwischen Geldvorrat und Geldbedarf in den Einzelwirtschaften, zwischen Geldangebot und Geldnachfrage auf dem Markt ausgehen zu lassen, sondern von der objektiven Nutzwirkung der Geldeinheit in der Volkswirtschaft, die man als Umlaufgeschwindigkeit des Geldes auf die Geldmenge bezog und der Summe der Umsätze gegenüberstellte.

Die alte, von den Kameralisten übernommene Neigung, bei der Betrachtung der nationalökonomischen Probleme von der „Volkswirtschaft“, von der „Ganzheit“ und nicht von den wirtschaftenden Subjekten auszugehen, scheint unausrottbar. Trotz aller Warnungen durch die subjektivistische Nationalökonomie sehen wir immer wieder Rückfälle. Es ist noch das kleinere Übel, daß dann eine ethische Wertung der Erscheinungen mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Objektivität vorgetragen wird: Das produktive Handeln – d. i. jenes Handeln, das ein gedachtes, vom Kritiker geleitetes sozialistisches Gemeinwesen setzen würde – wird dem rentablen Handeln – d. i. dem Handeln der einzelnen in einer auf dem Sondereigentum an den Produktionsmitteln beruhenden Gesellschaft – gegenübergestellt, wobei jenes als das richtige, dieses als das unrichtige Handeln angesehen wird. Weit schwerer fällt ins Gewicht, daß man, von der Ganzheit der Volkswirtschaft ausgehend, niemals die Vorgänge in einer Gesellschaft, die auf dem Sondereigentum an den Produktionsmitteln beruht, verstehen kann. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, die Notwendigkeit der kollektivistischen Methode damit erweisen zu können, daß man feststellt, das Handeln des einzelnen sei nur im Rahmen seines Lebensmilieus zu verstehen. Denn für die spezifisch nationalökonomische Betrachtung kommt es nicht auf das psychologische Verständnis der Beweggründe des Handelns, sondern auf das Verständnis des Handelns selbst an. Es ist für die Katallaktik ohne Bedeutung, warum Brot, Kleider, Bücher, Kanonen, Devotionalien auf dem Markt begehrt werden; von Bedeutung ist allein, daß eine bestimmte Nachfrage auftritt. Der Mechanismus des Marktes und damit die Gesetze der kapitalistischen Wirtschaft können nur erfaßt werden,

wenn man von den auf dem Markte wirkenden Kräften ausgeht. Auf dem Markt aber sind es immer nur einzelne, die handelnd als Käufer und Verkäufer auftreten, niemals die Ganzheit. Die Ganzheit kann in der Wirtschaftstheorie nur als Gemeinwirtschaft vorgestellt werden, in der die Produktionsmittel außerhalb des Verkehrs und des Marktes stehen und daher auch nicht gegen Geld umgesetzt werden. Hier ist kein Platz für eine Preis- und für eine Geldtheorie. Wollen wir aber die Wertprobleme der Gemeinwirtschaft erfassen, so können wir erst recht nichts anderes tun, als uns jener Methode zu bedienen, die man die „individualistische Methode“ zu nennen pflegt.

Die Gleichung, in der die Versuche, das Geldwertproblem von der Volkswirtschaft und nicht von den Marktfaktoren her zu lösen, gipfeln, ist eine Tautologie ohne Erkenntniswert. Nur eine Theorie, die uns zeigt, wie die subjektiven Wertschätzungen der Käufer und Verkäufer durch die Veränderung der einzelnen Elemente der Verkehrsgleichung beeinflußt werden, kann den Anspruch auf den Namen Geldwerttheorie erheben.

Käufer und Verkäufer auf dem Markte kümmern sich aber nie um die Elemente der Verkehrsgleichung, von denen zwei – Umlaufgeschwindigkeit und Preishöhe – vor dem Handeln der Marktparteien überhaupt nicht gegeben sind und zwei – Geldmenge (in der Volkswirtschaft) und Summe der Umsätze – den Marktparteien nicht bekannt sein können. Das, wovon die Marktparteien bei der Gestaltung des Austauschverhältnisses zwischen Geld und Ware ausgehen, ist die Bedeutung, die sie selbst einerseits dem Halten eines Kassenstandes bestimmter Höhe, andererseits dem Besitze der fraglichen Waren beilegen.

Mit der Konzeption des Begriffes der Umlaufgeschwindigkeit verbindet sich die Vorstellung, daß das Geld seine Nutzwirkung nur im Augenblick des Umsatzes leistet, im übrigen aber träge, unnütz ist. Einen Unterschied zwischen dem dienenden und dem ruhenden Gelde macht man auch, wenn man vom Horten oder Thesaurieren des Geldes spricht und die „thesaurierte“ Geldmenge dem für den Gelddienst benötigten Kassenstande gegenüberstellt; nur zieht man in diesem Falle die Grenze zwischen dem dienenden und dem ruhenden Gelde anders. Beide Unterscheidungen sind zu verwerfen.

Der Gelddienst erschöpft sich nicht im Umsatz. Nicht nur in dem Augenblick, in dem es von einer Hand in die andere geht, erfüllt das Geldstück seine Aufgabe; es dient auch, wenn es in der Kasse liegt und als absatzfähigstes Gut der künftigen Verwendung im Austauschakte harrt, als allgemein gebräuchliches Tauschmittel. Die Größe der Nachfrage nach Geld, des Geldbedarfes der einzelnen und der ganzen Volkswirtschaft, wird durch das Bedürfnis, einen Kassenstand zu halten, bestimmt, nicht durch die Summe der in einem Zeitabschnitt durchzuführenden Geldumsätze ¹⁾.

Es ist ein willkürliches Verfahren, im Geldvorrat zwei Gruppen zu unterscheiden: das dem eigentlichen Gelddienste gewidmete Geld und das gehortete Geld. Es kann freilich damit kein Schaden angerichtet werden, wenn man auf der anderen Seite die Nachfrage nach Geld zur Hortung von der Nachfrage nach Geld für den eigentlichen Gelddienst trennt. Doch eine Formel, die nur einen willkürlich abgegrenzten Teil des Problems darstellt und zu lösen sucht, muß zurückgewiesen werden, wenn wir imstande sind, eine andere zu zeigen, die das ganze Problem einheitlich zu erfassen und zu lösen bestrebt ist.

III. Die Geldwertveränderungen

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Geldlehre ist der hartnäckige Widerstand, dem die Quantitätstheorie begegnet ist. Daß die unvollkommene Formulierung, die sie bei vielen ihrer Vertreter gefunden hat, auf Widerspruch stoßen mußte, und daß manche – wie z. B. Anderson – der Bezeichnung Quantitätstheorie einen anderen Sinn als

¹ Vgl. auch Cannan: Money, Fourth Edition, S. 72 ff. London, 1923.

den gewöhnlichen beilegen, so daß das, was sie als Quantitätstheorie bezeichnen und bekämpfen, nicht die Theorie selbst, sondern nur eine Spielart ist, ist nicht besonders auffallend. Doch daß der Versuch gemacht wurde und mitunter noch gemacht wird, zu bestreiten, daß die Veränderungen, die sich im Verhältnis von Geldangebot und Geldnachfrage ergeben, die Kaufkraft der Geldeinheit umgestalten, ist wohl verwunderlich. Es genügt durchaus nicht, zur Erklärung auf die durch die Verbreitung währungspolitischer Erkenntnis bedrohten Interessen der Inflationisten, Etatisten und Sozialisten, der Beamten und Politiker hinzuweisen. Auf diesem Wege, auf dem die historisch-realistische Schule nach dem Vorbilde des Marxismus die Erklärung aller Ideologien zu finden glaubt, können wir nie zum Ziele gelangen. Zu erklären, warum eine Ideologie von Schichten, denen sie unmittelbar nützt (mag dieser unmittelbare Vorteil auch durch mittelbare Nachteile mehr als aufgewogen werden) oder denen sie zu nützen scheint, erdacht und vertreten wird, ist überhaupt nie ein Problem gewesen. Das, was erklärt werden soll, ist vielmehr, wie unrichtige Theorien aufkommen und Anklang finden können, d. h. wie es kommen kann, daß man von einer bestimmten Politik mit Unrecht allgemein annimmt, daß sie entweder der ganzen Gesellschaft oder vielen Gliedern der Gesellschaft nütze.

Doch die Geldtheorie als solche interessiert nicht das psychologische Problem, worin die Unbeliebtheit der Quantitätstheorie und die Neigung, andere Erklärungen des Geldwertproblems anzunehmen, begründet waren, sondern die Frage, was an den die Quantitätstheorie ablehnenden Lehren brauchbar sein könnte. Da es doch für das Gebiet des indirekten Tausches nicht besser als für das Gebiet des direkten Tausches anging, die Bedeutung der Veränderungen des Angebotes für die Bildung der Austauschverhältnisse zu bestreiten, konnte man die Quantitätstheorie nur damit bekämpfen, daß man zwar grundsätzlich ihre Richtigkeit zugab, jedoch die allgemeine Geltung eines Prinzips behauptete, das ihre Wirksamkeit regelmäßig ausschaltet. Diesen Versuch macht die berühmte Hortlehre der Bankingschule und deren Abkömmling, die Lehre von der automatischen Anpassung des Umlaufes der Geldsurrogate an den Geldbedarf in weiterem Sinne. Beide sind heute überwunden.

Doch auch der Quantitätstheorie haben, so wie vielen anderen Lehren, mehr ihre Anhänger geschadet als ihre Gegner. Von der Unzulänglichkeit aller mit dem Begriffe der Umlaufgeschwindigkeit arbeitenden Spielarten wurde schon gesprochen. Nicht minder verfehlt war es, die Quantitätstheorie dahin aufzufassen, daß die Veränderungen der Geldmenge proportionale Veränderungen der Warenpreise auslösen müßten. Man verkannte, daß jede Veränderung im Verhältnis von Geldmenge und Geldangebot notwendigerweise eine Verschiebung der Vermögens- und Einkommensverteilung nach sich ziehen müsse, daß sie daher die Preise der verschiedenen Güter und Dienstleistungen nicht gleichmäßig und nicht gleichzeitig berührt.

Nirgends hat sich die Übung, mit der Mechanik nachgebildeten Formeln zu arbeiten, statt das Problem der Beeinflussung der Marktfaktoren zu beachten, so stark gerächt als hier. Man hat mit der Verkehrsgleichung operieren wollen, ohne zu bemerken, daß die Veränderungen in der Größe der Geldmenge und des Geldbedarfes nur so eintreten können, daß zunächst nur die Wertschätzungen und damit das Handeln einer Anzahl von wirtschaftenden Subjekten beeinflußt wird und daß die daraus entstehenden Veränderungen der Kaufkraft der Geldeinheit sich in der Volkswirtschaft Schritt für Schritt durchsetzen. Mit anderen Worten: Das Problem der Geldwertveränderungen ist mit den Methoden der Statik bearbeitet worden, wo doch über seinen dynamischen Charakter nie ein Zweifel hätte obwalten dürfen.

IV. Das Geldsurrogat

Das schwierigste und bedeutungsvollste Sonderproblem der Geldlehre ist das Problem des Geldsurrogats. Daß das Geld in seinem Dienste durch jederzeit fällige sichere Geld-

forderungen vertreten werden kann, bietet der Geldwertlehre eine nicht unbeträchtliche Schwierigkeit bei dem Versuche, Geldvorrat und Geldbedarf zu umschreiben. Man konnte dieser Schwierigkeit nicht Herr werden, solange man den Begriff des Geldsurrogats nicht scharf erfaßte und die Geldsurrogate nicht in Geldzertifikate und Umlaufsmittel sonderte, um die Kreditgewährung durch Ausgabe von Umlaufsmitteln gesondert von allen anderen Gestalten der Kreditgewährung betrachten zu können.

Die Gewährung von Kredit, die nicht durch die Ausgabe von Umlaufsmitteln, d. h. nicht durch Geld gedeckte Banknoten und nicht durch Geld gedeckte Kassenführungsguthaben, erfolgt, ist für die Größe des Geldvorrats ohne Bedeutung. Der Geldbedarf kann durch sie ebenso beeinflußt werden wie durch jede andere Einrichtung in der Wirtschaftsordnung. Es kann ohne Kenntnis der Daten des einzelnen Falles nicht gesagt werden, in welcher Richtung diese Beeinflussung erfolgt. Die weitverbreitete Anschauung, als müßte die Ausbreitung der Kreditgeschäfte immer zur Verminderung des Geldbedarfes führen, ist nicht zutreffend. Wenn die Schuldverträge so abgeschlossen werden, daß ein großer Teil der Rückzahlungen an bestimmten Tagen – etwa den Monats- oder Vierteljahrsenden – zu erfolgen hat, so wird durch Kreditgewährung eine Vermehrung, keine Verminderung des Geldbedarfes eintreten. Die Folgen dieser Erhöhung des Geldbedarfes würden in den Preisen zum Ausdruck kommen, wenn nicht auf der einen Seite durch Clearingeinrichtungen, auf der anderen Seite durch die Übung der Banken, ihre Umlaufsmittelzirkulation an den kritischen Tagen zu erweitern, ein Gegengewicht geschaffen würde.

Alles kommt darauf an, daß man das Geldsurrogat deutlich vom Geld und innerhalb der Geldsurrogate das Geldzertifikat – das voll durch Geld gedeckte Geldsurrogat – vom Umlaufsmittel – dem nicht durch Geld gedeckten Geldsurrogat – sondert. Auch dies ist zunächst eine Frage der terminologischen Zweckmäßigkeit. Doch die Zweckmäßigkeitsfrage gewinnt hier, angesichts der Schwierigkeit und Verwickeltheit der Probleme erhöhte Bedeutung. Nicht – wie vielfach noch immer gesagt wird – die „Kreditgewährung“ oder der „Kredit“, sondern die Ausgabe von Umlaufsmitteln zieht jene Wirkungen auf Preise, Löhne und Zinsfuß nach sich, die zu untersuchen Aufgabe der Banktheorie ist; es ist daher nicht unangebracht, die Banktheorie auch Umlaufsmitteltheorie zu nennen.

V. Die Geldrechnung und das Problem der „Wertstabilität“

Für die moderne Auffassung kommt die alteingewurzelte Vorstellung, die im Gelde den Preis- oder Wertmesser erblickt, nicht mehr in Frage. Doch es war eine nicht ganz harmlose Unterlassung der subjektivistischen Theorie, daß sie ihr Augenmerk nicht genügend der Bedeutung des Geldes für die Wirtschaftsrechnung und dem Problem der Wirtschaftsrechnung im allgemeinen zugewendet hat.

Die theoretische Nationalökonomie pflegt die Lehre vom unvermittelten (direkten) Tausch von der Lehre vom vermittelten (indirekten) Tausch zu sondern. Diese Gliederung des Gesamtstoffes der Katallaktik ist unentbehrlich und ohne sie hätte man niemals irgendwelche brauchbare Ergebnisse zutage fördern können. Doch man darf nie vergessen, daß die Annahme, es würden die wirtschaftlichen Güter ohne Vermittlung eines allgemein gebräuchlichen Tauschmittels ausgetauscht, nur für den Austausch von Genußgütern und der den Genußgütern am nächsten stehenden Gruppen von Produktivgütern die Bedeutung eines Vorstellungsgebildes hat, dem eine entsprechende Wirklichkeit nachgewiesen werden kann. Direkter Austausch von Genußgütern und von den Genußgütern nahestehenden Produktivgütern kann es geben, gibt es und hat es gegeben. Doch der Austausch von Gütern entfernterer Güterordnungen setzt den Gebrauch des Geldes voraus. Und ganz undenkbar ohne Geldgebrauch ist der Markt als Inbegriff des Zusammenwirkens aller Elemente des Angebotes und der Nachfrage, wie ihn die moderne Theorie voraussetzt und voraussetzen muß. Nur

durch den Geldgebrauch kann das Grenznutzenniveau in allen Verwendungen angeglichen werden. Nur wo Geldgebrauch besteht, kann die Wertverschiedenheit zwischen gegenwärtigen und künftigen Gütern schärfer herausgearbeitet werden. Ohne die Möglichkeit, die nur das Geld bietet, diese Wertverschiedenheit abstrakt zu erfassen, d. h. sie loszulösen von den Veränderungen in der Schätzung der einzelnen konkreten wirtschaftlichen Güter, würde der Zins nie gesondert von der Bewertung der künftigen Bewegung der einzelnen Güterpreise auftreten können. Die Annahme eines Zustandes entwickelten, ohne die Vermittlung eines allgemein gebräuchlichen Tauschmittels sich abspielenden Tauschverkehrs ist wissenschaftliche Fiktion im Sinne der „Als-ob“-Lehre Vaihingers.

Von der Bedeutung, die die Geldrechnung für das rationale Handeln und für das gesellschaftliche Zusammenwirken der Menschen hat, soll hier nicht geredet werden; das ist nicht Aufgabe der Katallaktik, sondern der Gesellschaftslehre. Die Geldtheorie hätte genug zu tun, wenn sie das alles erschöpfend behandeln wollte, was davon für ihre unmittelbaren Aufgaben wichtig ist.

Durch die Übung, in Geld zu rechnen, alle übrigen wirtschaftlichen Güter zunächst auf den ihrem Preis entsprechenden Geldausdruck zu bringen und sich nur an dem Werte der Geldeinheit im wirtschaftlichen Handeln zu orientieren, ist das Geld für das Denken aus dem Kreise der übrigen wirtschaftlichen Güter herausgehoben worden. Die Gegenüberstellung von Geld und Ware, wie sie uns in der Problemstellung „Teuerung“ oder noch schärfer in den merkantilistischen Gedankengängen entgegentritt, ist die Folge. Noch folgenschwerer aber wurde diese Auszeichnung des Geldes dadurch, daß sie zur Bildung der Vorstellung von der „Wertstabilität“ des Geldes führte, die trotz ihrer Naivität und Unklarheit die Geldtheorie und die Geldpolitik nachhaltig beeinflusst hat.

In dem Maße, in dem sich die Erkenntnis verbreitete, daß das Geld nicht „wertstabil“ ist, entstand das politische Postulat, das Geld soll wertstabil sein oder zumindest so beschaffen sein, daß es dem vielleicht unerreichbaren Ideal der Wertstabilität möglichst nahe kommt. Im Währungsstreit haben sowohl die Anhänger der Goldwährung als auch die der Doppelwährung dem von ihnen empfohlenen Geldsystem nachgerühmt, daß es die beste Gewähr für möglichst große Wertstabilität des Geldes gebe. Die Vorschläge zur Schaffung einer Edelmetallwährung für das Gebiet der langfristigen Verträge ergänzenden Warenwährung (Tabular Standard) und die noch weitergehenden Vorschläge von Fisher und von Keynes zur Einführung einer auf das System der Indexzahlen gegründeten „manipulierten Währung“ gehen gleichfalls von der Vorstellung aus, daß die Erhaltung möglichst gleichbleibender Kaufkraft der Geldeinheit das letzte und wichtigste Ziel aller Geldwertpolitik zu bilden habe.

Das Unzulängliche der Vorstellung „Wertstabilität“ und das Widerspruchsvolle einer auf ihr gegründeten Geldwertpolitik muß nicht erst neu erwiesen werden. Im praktischen Leben, d. h. im Handeln der wirtschaftenden Subjekte, umfaßt das Werturteil – wenn wir von den noch besonders zu besprechenden langfristigen Schuldverträgen absehen – in der Regel nur kurze Zeiträume. Die Kalkulation des Geschäftsmannes hat nur mit den nächsten Monaten und Jahren zu rechnen. Nur die Verhältnisse der nächsten Zukunft können einigermaßen im voraus abgeschätzt und in eine Rechnung eingestellt werden; auch ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die die Veränderungen der Kaufkraft des Geldes bieten, wäre es nicht möglich, die geschäftliche Konstellation einer fernerer Zukunft halbwegs zuverlässig abzuschätzen.

Das Bedürfnis nach einem „wertstabilen“ Träger von Kaufkraft entstand aus dem Bestreben, Vermögen und Einkommen den Einflüssen des Marktes zu entziehen und so auf „ewige“ Zeiten zu erhalten. Die naturalwirtschaftliche Denkungsart dachte, solchen der Zeitlichkeit entrückten Reichtum im Grund und Boden zu finden. Acker werde immer Acker bleiben, Bodenfrucht immer begehrt werden; Grundbesitz sei darum ein beständiges Einkommen versprechender Besitz. Wir haben es heute, im Zeitalter kapitalistisch, d. h. rationell

betriebener Landwirtschaft leicht, das Irrige solcher Auffassung aufzudecken. Wohl könnte man als autark auf seiner Scholle sitzender Wirt, von allen ringsum sich vollziehenden Veränderungen unberührt, „ewig“ wirtschaften. Aber für einen in die arbeitsteilige Gesellschaft verflochtenen Betrieb liegt die Sache anders. Kapital und Arbeit dürfen nur auf die besten Grundstücke verwendet werden. Die schlechteren zu bebauen bringt keinen Reinertrag. Auch Grundstücke können wertlos werden oder im Werte beträchtlich sinken, wenn besserer Boden in entsprechender Menge erschlossen wurde.

Vom Grund und Boden übertrug man die Ewigkeitsvorstellung schon frühzeitig auf die auf Grundeigentum sichergestellte Forderung. Dann trat neben die pfandrechtlich sichergestellte Forderung die Forderung gegen den „Staat“ und andere Gebilde des öffentlichen Rechtes. Dem Staate wird ewiger Bestand zugeschrieben und seinem Zahlungsverprechen unbedingtes Vertrauen geschenkt. So erscheint die Staatsschuldverschreibung als ein Mittel, um Vermögen und Einkommen aus der Unsicherheit des Lebens in die Sphäre der Ewigkeit zu heben. Auch über die Unstichhaltigkeit dieser Auffassung sind nicht viel Worte zu verlieren. Es genügt wohl, darauf hinzuweisen, daß auch Staaten untergehen und daß auch Staaten Schulden repudieren können.

In der kapitalistischen Gesellschaftsordnung gibt es, entgegen der herrschenden Auffassung, kein Vermögen, dessen Früchte von selbst abreifen. Damit Besitz an Produktionsmitteln Einkommen gewähre, muß er entweder in erfolgreichen Unternehmungen verwendet oder an erfolgreiche Unternehmer leihweise überlassen werden. Erfolg im Unternehmen aber ist nie „sicher“. Es kann geschehen, daß die Unternehmungen fehlschlagen und das investierte Kapital mit ihnen ganz oder zum Teil untergeht. Der Kapitalist, der nicht selbst Unternehmer ist, sondern bloß an Unternehmer borgt, ist der Gefahr des Verlustes weniger ausgesetzt als der Unternehmer; doch auch er trägt das Risiko, daß der Verlust des Unternehmers so beträchtlich wird, daß er zur Rückerstattung der ausgeliehenen Kapitalien nicht mehr fähig ist. Kapitalsbesitz ist nicht die Quelle eines von selbst fließenden Einkommens, sondern ein Mittel, durch dessen erfolgreiche Verwendung Einkommen erworben werden kann. Um aus Kapitalsbesitz Einkommen zu ziehen, muß man über die Fähigkeit verfügen, es vorteilhaft anzulegen. Wem diese Fähigkeit nicht gegeben ist, dem ist Kapitalsbesitz auf die Dauer keine Einkommensquelle, der kann auch den Besitz ganz verlieren.

Um diese Schwierigkeiten und Fährlichkeiten auf das geringste Maß zu beschränken, suchen Kapitalisten Grund und Boden, Pfandbriefe und Staatsschuldverschreibungen zu erwerben. Und da erst wird die Unzulänglichkeit des Geldes, das nicht „wertstabil“ ist, zum Problem. Bei kurzfristigen Krediten wird die Rückwirkung der Veränderungen der Kaufkraft des Geldes auf den Inhalt der Verpflichtung dadurch ausgeschaltet oder doch vermindert, daß der Zinsfuß des Geldmarktes, d. i. des Marktes für kurzfristige Darlehen, mit den Warenpreisen steigt und fällt. Für langfristige Kredite ist diese Anpassung undurchführbar.

Der letzte Grund des Strebens nach „Wertstabilität“ des Geldes liegt in dem Wunsch, ein Mittel zu schaffen, um Kapitalsbesitz aus dem zeitlich Vergänglichen in die Ewigkeit zu versetzen. Die Lösung des Problems der Wertstabilität könnte aber nur gelingen, wenn man aus der Wirtschaft alle Bewegung und Veränderung ausschaltet. Denn es genügt nicht, die Beständigkeit des Austauschverhältnisses zwischen dem Geld und dem Durchschnitt der Warenpreise zu sichern; man müßte auch alle zwischen den Waren untereinander bestehenden Austauschverhältnisse festlegen können.

Wenn die Geldwertpolitik alles unterläßt, was von seiten des Geldes her heftige Veränderungen der zwischen dem Geld und den übrigen wirtschaftlichen Gütern bestehenden Austauschverhältnisse hervorrufen könnte, wenn sie ein Sachgeld erwählt, das nicht, sei es von seiten des Angebotes, sei es von seiten der Nachfrage für anderweitige – industrielle und sonstige nichtmonetäre – Zwecke jähren Wertschwankungen ausgesetzt ist, wenn sie in der Ausgabe von Umlaufmitteln vorsichtig Zurückhaltung übt, dann ist alles geschehen, was

man zur Milderung der aus den Veränderungen der Kaufkraft des Geldes entspringenden Nachteile vorbeugen kann. Wenn die Geldwertpolitik sich auf diese Aufgaben beschränken wollte, würde sie mehr zur Beseitigung der von ihr empfundenen Übelstände beitragen als durch das Bemühen, ein unmögliches Ideal zu verwirklichen.

Denn daß alle Bemühungen, den „stationären“ Zustand, den die Wirtschaftstheorie kennt, aus dem Reiche des Gedankens in das Leben zu überführen, ergebnislos bleiben müssen, wird wohl niemand bestreiten können, der in den Sinn dieser wissenschaftlichen Annahme eingedrungen ist.

[Quelle: H. Mayer, F. A. Fetter, R. Reisch (Hg.), Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart, Bd. II: Wert, Preis, Produktion, Geld und Kredit, J. Springer, Wien 1932, S. 309-318]